



Leseprobe aus:

Dana Horáková

Wie erkläre ich meinem Hund,
dass er kein Mensch ist?

Inhalt

1. Die erste Begegnung
2. Babytage
3. Bett oder nicht Bett – das ist hier die Frage
4. Wie kam ich bloß auf den Hund?
5. Dany verschwindet
6. Dany hypnotisiert mich
7. Erziehen Frauen ihre Hunde anders als Männer?
8. Mädchenschlangen am Gartentor
9. Dany pinkelt auf alles, aus Prinzip
10. Von Zecken, Ärzten und Rechnungen
11. Dany denkt, sogar logisch
12. Dany will Sex, sofort
13. Dany mopst das Jesuskind
14. Tanz mal wieder, fordert mein Hund
15. Ein Anschlag auf Dany
16. Dany bittelt
17. Wohin mit dem Hund?
18. Dany glänzt im Fernsehen
19. Krieg um die weißen Phloxe
20. Dany im Dienst
21. Sechster Sinn oder Unsinn
22. Was macht der Hund bloß mit mir?
23. Dem Jugendwahn verfallen?
24. Dany ist arbeitslos
25. Dany klärt mich auf
26. Dany entdeckt den Ehrgeiz
27. Mein Hund, auf die Kunst gekommen
28. Dany tröstet mich
29. Dany schmust mit Monstern
30. Werde ich allmählich wie mein Hund?

31. Dany beißt mich
32. Ist Dany degeneriert?
33. Eine ungewöhnliche Bitte
34. Dany hilft, die Finanzkrise zu meistern
35. Das Angebot
36. Dany beschenkt mich
37. Wieso liebe ich diesen Schlingel?
38. Dany wird operiert
39. Ist mein Hund wie ich? Oder: Wie erkläre ich meinem Hund,
dass er kein Mensch ist?
40. Dany erdet mich

1. Die erste Begegnung

Endlich war es soweit. Die junge Frau begutachtete erst einmal all die Dinge, die ich seit Wochen, nach unzähligen Gesprächen mit befreundeten Kennern, zusammengekauft und heute mitgebracht hatte. Sie prüfte gründlich und so misstrauisch, als handele es sich um die Aussteuer einer Bürgerstochter, die um einen Prinzen anhält.

Auf dem Tisch lagen: ein Schlafkorb aus beigefarbener Baumwolle, mehrere Halsbänder und Leinen in Rot, Weiß und Schwarz, ein halbes Dutzend Spielsachen, eine Transportbox, diverse Leckerlis und Kauknochen, zwei Decken, Handtücher, Waschlappen, Fressnäpfe in drei Größen, Bürsten und vieles mehr.

Ihr Urteil jedoch war vernichtend.

Korb: schick, aber unpraktisch, da man den Bezug nicht abnehmen und waschen kann. Spielsachen: viel zu groß, aber für später aufheben, außerdem erfreut ihr Quietschen zwar den Hund, aber den Halter nervt es irgendwann.

Bitte wen? HALTER – oh, das bin ich jetzt also!

Leinen aus Leder? Zu schwer, fürs Erste reicht Plastik. Decken: prima, aber wieso weiß? Wird doch schnell dreckig, nicht schneller zwar, als wenn sie schwarz wären, aber man sieht den Schmutz eben sofort.

Ich habe nun mal diesen Weiß-Tick. Ich fahre ein weißes Auto, habe einen weißen Zaun, im Garten blüht es das ganze Jahr hindurch ausschließlich weiß. Daher sollte mein Hund natürlich auch weiß sein. Und er sollte aus Prag kommen, weil damals, als mein Mann noch lebte ... Halt. Keine Autobiografie.

»Was ist mit Futter?«, fragte die Züchterin.

Ich zuckte zusammen, als hätte sie mich beim Schummeln erwischt. Erwähnte sie nicht in einem der unzähligen Telefonate, die wir führten, sie würde mir für die ersten zwei, drei Wochen Essbares mitgeben? Mein Gott, was hatte sie nicht alles wissen wollen! Wie groß mein Garten ist, wie viel Zeit ich mit dem Hund täglich

verbringen kann, wie alt ich bin; dass sie nicht nach der Höhe meines Einkommens, meiner Blutgruppe und Schuhgröße fragte, erstaunt mich heute noch.

»Wie wirst du mit ihm reden?«, fragte sie jetzt in einem Ton, der mich an meine Mathelehrerin erinnerte, die mich Jahr für Jahr nur zu gern hätte durchfallen lassen und es beinahe schaffte. Aber es tut bei aller Routine bestimmt immer wieder weh, einen winzigen Welpen, den man in schlaflosen Nächten aufgepäppelt hat, an einen Wildfremden wegzugeben.

»Deutsch«, antwortete ich wahrheitsgemäß, wohl wissend, dass die Prager Züchterin kein Deutsch spricht und damit keine Chance mehr haben würde, mit diesem Hund etwas zu besprechen.

Sie nickte, atmete tief durch und wischte sich eine Träne aus dem Auge.

»Hochdeutsch!«, versprach ich. Sie lächelte, verscheuchte die drei erwachsenen Hunde, die ihr bei der Begutachtung meiner Aussteuer assistiert hatten, und verschwand dann in einem Hinterzimmer, in dem es quiekte und winselte.

Ich schaute schnell in den Spiegel. Natürlich hatte ich mich für den Hund fein gemacht, war beim Friseur gewesen, trug meine Lieblingsjeans und einen Pulli, der mich schlanker erscheinen lässt. Ich kam mir vor wie vor einem Blind Date.

Was, wenn die Chemie zwischen uns nicht stimmte? Nach einem missglückten Treffen mit einem unbekanntem Herrn kann man ja mit einem unverbindlichen »Adieu« auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Der Hund jedoch sollte bei mir bleiben, bis dass der Tod uns scheidet. Ob er nun will oder nicht. Die Züchterin hatte mir immerhin ein Foto geschickt, auf dem ein vier Wochen alter Welpen zu sehen war: Süß, aber ohne Gesichtsausdruck. Austauschbar. Mein künftiger Vierbeiner aber hatte keinen Schnappschuss von mir vorgelegt bekommen. Wie gemein.

Die junge Frau kam zurück und trug mit beiden Händen ein weißes Dingelchen, das sie mir schließlich sanft, aber bedeutungsschwer in die Arme legte.

Da war er. Mein Hund. Ein Zwergschnauzer.

Seine schwarzen Kulleraugen blickten mich ernst an. Angst? Keine Spur. Was für ein tapferes Kerlchen! Beherzt nahm ich ihn an meine Brust. Ich berührte mit meiner Nase seine Nase, die sich ungewohnt feucht und kühl anfühlte, streichelte mit meinem Zeigefinger seinen Rücken. Er wedelte mit seinem Schwänzchen, krallte sich an meinem Pulli fest, schnüffelte ein wenig an mir herum. Er zappelte nicht, wollte weder weg noch zurück. Eigenartige Freude durchströmte mich und ich wusste schlagartig, meine Entscheidung für einen Hund, für ein lebendiges Wesen in meiner Nähe, die war absolut richtig.

Vor lauter Glück bekam ich weiche Knie. Seine Pfötchen klammerten sich an mich wie winzige Menschenhände, und er schaute mir in die Augen, als würde er fragen: Bist du jetzt mein Mensch? Ich nickte eifrig – und dann wurde mir warm ums Herz. Ganz warm. Feuchtwarm.

Er hatte mich angepinkelt.

Die Züchterin lachte: »Er hat dich markiert!«

Das sah ich allerdings nicht ganz so ordinär, aber ich behielt es für mich.

In meinen Augen hat er mich getauft.

Die Feuchtigkeit lief langsam bis in meine Jeans. Was tun? Ihn absetzen? Nein, er sollte wissen, dass ich verstanden hatte, was er mir sagen wollte: dass er sich für mich entschieden, dass auch er mich auserwählt hatte. Jetzt war ich sein Mensch. Von nun an verband uns ein Schwur, und ich werde ihm treu bleiben und ihn umsorgen, selbst wenn seine alten Knochen ihn nicht mehr tragen sollten.

»Wie soll er denn heißen?«, fragte die Züchterin.

Ich sagte, ich hätte mich noch nicht entschieden, doch das war gelogen. Ich hatte längst einen Namen für ihn, aber wollte erst einmal abwarten, um zu sehen, ob Name und Hund zueinanderpassten. Ein Name prägt dich schließlich ein Leben lang, wie eine Stupsnase oder Sommersprossen.

Einfach war die Namensfindung für mich keineswegs gewesen.

Nach etlichen schlaflosen Nächten und schroffen Reaktionen meiner Freunde: »Frag mich nicht schon wieder, ich habe keine

Ahnung, wie DU DEINEN Hund nennen sollst!«, beschloss ich, erst einmal einige Kosenamen festzulegen. Dingelchen wird er gerufen, falls brav. Und wenn allersüßest: Liebeling, weil »Liebling« mich zu sehr an die Versöhnungsansprachen meines Mannes erinnerte und weil mich meine Mama, eine Deutsche, die ihr Tschechisch ein Leben lang mit einem putzigen Akzent verzierte, so genannt hatte – halt, keine Vita!

Es fehlte nur noch der richtige Name. Ein Promi als Pate kam nicht infrage, also weder »Gandhi«, denn Askese jeglicher Art halte ich für ungesund, noch »Amadeus«, wäre doch peinlich, sollte er sich als total unmusikalisch erweisen. Der Name durfte nicht zu modern sein, aber auch nicht altmodisch. Ich brauchte einen Namen mit Klasse. Zum Beispiel einen, der mit »D« beginnt.

Dogi? Zu nah am »Underdog«. Dalí? Müsste er sich dann nicht andauernd beeilen: Dalli-Dalli!, oder gar ein wenig irrewerden, wie der Maler? David. Nein, nein! Damit würde ich ihn noch kleiner machen, sollte er sich mal mit einem Goliath anlegen. Und dann, eines Nachts, war der Name einfach da: Dany!

»Klingt nach Pudding«, meinte ein guter Freund skeptisch, weil er Dany mit »a« und nicht wie ich mit »ä« aussprach.

Aber ich ließ keine Einwände mehr zu. Dany soll er heißen. Das passte zu Dana – und ich war gespannt, ob er sich wohl als süß wie Pudding oder eher als zäh wie ich erweisen würde.

Es war Allerheiligen, und wir fuhren zurück nach Hamburg. Mal bellte er in seiner Box auf dem Beifahrersitz so durchdringend, dass ich mich fragte, wo in diesem winzigen Körper eine solche Schreckensstimme Platz fand. Mal heulte er erbärmlich, und ich kam mir wie ein Kidnapper vor. Schließlich musste er sich meinetwegen von seinen vier Schwestern, seiner Mutter, seinen Onkeln und seiner Züchterin trennen. Er war jetzt, mit seinen neun Wochen, eine Vollwaise.

Kaum angekommen machte sich Dingelchen daran, sein künftiges Zuhause zu beschnuppern. Es klingelte an der Tür. Tobi, der elfjährige Nachbarsjunge. Ich hatte ja angekündigt, dass ich mir einen Hund hole. »Wo ist er, wo ist er?«, fragte er atemlos. Noch bevor ich

antworten konnte, stürzte sich das zappelige, weiße Bündel auf ihn und knabberte an seinen Jeans.

»Er will zu mir!«, strahlte Tobi, hob ihn hoch und überreichte die mitgebrachten Geschenke. Einen Baumwollknoten, doppelt so groß wie der Winzling und Kaustangen, die gut für die Zähne sein sollten: »Habe ich von meinem Taschengeld gekauft!«

Und dann wälzten sich die beiden auf dem Boden und ich hätte nicht sagen können, wer von beiden mehr Spaß hatte. Bis Dany das Spiel kurz unterbrach, um Tobis Hose zu bewässern.

Ich schämte mich. Aber den Winzling für seine Missetat ausschimpfen? Dafür war ich jetzt schon zu arg verknallt. Ich spürte, dass ich ihm künftig auch weit Schlimmeres verzeihen würde. Aber was hatte die Züchterin gesagt? Du musst ihn von der ersten Minute an erziehen, sonst wird er dir auf der Nase herumtanzen! Fast lautlos flüsterte ich also: »Dummer Hund.«

Tobi betupfte tapfer seine feuchte Jeans mit Papiertaschentüchern, dachte nach und erklärte schließlich strahlend: »Jetzt bin ich sein Papa!« Und als würde er seine Erkenntnis besiegeln wollen, packte er Dingelchen mit beiden Händen unter den Vorderbeinen, hob ihn hoch und küsste seine Nase: »Du weißt ja: was man in der ersten Nacht unter einem neuen Dach träumt, wird wahr! Also träum lieber was Schönes!«

Dany, obwohl hängend, knutschte eifrig zurück.

Und nun wurde es ernst. Mein Hund und ich mussten mal raus, obwohl ich mir nicht vorstellen konnte, dass in seiner winzigen Blase noch irgendwelche Urin-Bestände übrig sein konnten. Es war dunkel, es regnete. Ich war noch nie, niemals in meinem Leben im Regen spazieren gewesen. Um ehrlich zu sein, hielt ich Spazierengehen eh für überflüssig. Für Leerlauf. Ich tat es zum ersten Mal vor Jahren, meiner todkranken Mutter zuliebe, die sich an der »frischen Luft« (was auch immer das sein mag!), besser fühlte. Mit dem Hund aber, da musste ich raus ... Ich sollte bereits nach wenigen Tagen erkennen, dass »Gassi« gehen niemals sinnlos ist.

Jetzt aber, einen widerspenstigen Regenschirm in der einen, die Leine mit einem zappeligen Hündchen, das noch nicht wusste, dass

es ein »Dany« ist, in der anderen, bahnte ich mir den Weg durchs Unwetter. Insgeheim fühlte ich einen Anflug von Reue über meine Entscheidung, mir einen Hund angeschafft zu haben. Und wurde nass zum zweiten Mal an diesem Tag. Aber Dany ebenso.

7. Erziehen Frauen ihre Hunde anders als Männer?

Obwohl wir bereits Mitte März hatten, war es eiskalt und im Wald lag der jungfräuliche Schnee glitzernd fast einen halben Meter hoch. Aber es schneite nicht mehr. In den letzten Tagen war ich mit Dany aufgrund des Wetters nie allzu lange draußen geblieben. So wollte ich ihn diesmal für den Mangel an Bewegung entschädigen und strebte, durch den unbefleckten Schnee stapfend, auf eine Waldwiese zu.

Wir waren allein, in der Luft lag ein Hauch idyllischer Ursprünglichkeit. Dany flitzte durch die Sonnenstrahlen, versank bis zu den Ohren im Pulverschnee, wirbelte, wie angetrieben von Erinnerungen an seine jagenden Urahnen, entfesselt herum. Ich kam mir in meiner Vermummung fürchterlich schwerfällig vor. Wie konnte ich es wagen, dieses perfekte Geschöpf als einen »Haushund« zu halten?

Dany hielt von Zeit zu Zeit inne, schaute nach mir – »braver Hund! Genauso haben wir es gelernt, dieses Kunststück namens Fernlenkung!« –, aber kaum sicher, dass ich ihm nicht verloren ging, bohrte er sich weiter seinen Weg durch die weiße Pracht.

Und dann war er weg. Ich rief, ich pfiff – kein Dany. Die froststarrten Birken glitzerten in der grimmigen Stille. Ich rief und rief, aber meine Stimme wurde von der Kälte verschluckt. Am Waldrand hüpfen vier Rehe vorbei. Nun hatte ich wenigstens eine Erklärung: Die Damen hatten ihn verführt.

Und jetzt? Ich erinnerte mich, dass man in solchen Situationen am Ort des Geschehens verharren soll, weil der Hund dorthin zurückkehren würde. Ich wartete. Nach zehn Minuten war ich sauer, nach zwanzig fühlte ich mich betrogen – »ich habe diesem Hund vertraut, und er haut ab!« –, nach einer halben Stunde war ich steif wie ein Eiszapfen und panisch: Hatte nicht erst gestern in der Zeitung gestanden, dass in der Gegend Wölfe aufgetaucht sind? Ich sah es vor mir: Dany, umzingelt von den gierigen Schnauzen wilder Wölfe. Sie umkreisen ihn, ziehen den Kreis immer kleiner ...

Fressen Wölfe eigentlich auch ihre Artgenossen? Mir war jedenfalls, als hörte ich Dany sein letztes Gebet sprechen.

Es hatte offenbar keinen Sinn, länger zu warten. Unterwegs nach Hause überlegte ich, was zu tun war. Die Tierklinik anrufen? Die Hundetrainerin? Die Polizei alarmieren, das Rote Kreuz? Es war doch ein Notfall, oder? Dany hatte zwar einen Chip im Ohr – aber welcher Spaziergänger hat schon ein Lesegerät parat?

Ich beschloss, Suchanzeigen zu verteilen. Eine Belohnung versprechen. 300 Euro. Lieber 500. Als ich in meiner warmen Küche Danys verwaiste Spielsachen herumliegen sah, beschloss ich, 1000 zu bieten.

Mein Anrufbeantworter blinkte. Eine fremde Frauenstimme: »Wir haben Ihren Hund ...«

Ich hüpfte vor Erleichterung und beglückwünschte mich: Wie genial von mir, Danys Namen und meine Telefonnummer auf einen goldenen Anhänger, Geschenk eines Verehrers, eingravieren zu lassen und an seinem Halsband anzubringen. »Ganz schön doof«, hatten alle gesagt, »wenn einer deinen Hund klaut, dann kriegt er auch noch ein Schmuckstück dazu!«

Dany war auf einem Bauernhof mit zwei Windhunden gelandet, die ihre Besitzer auf Dingelchen aufmerksam gemacht hatten. Seine Frau, erzählte der Hausherr, hätte ihn dann trockengerubbelt. »... Und dann ist Ihr Hund aufs Sofa gesprungen – und wissen Sie was? Sie lässt ihn drauf sitzen! MEINE Hunde dürfen nicht da drauf!«

Ein vorwurfsvolles »Wie-erziehen-Sie-bloß-ihren-Hund?« blieb mir zwar erspart, aber ich hielt es dennoch für besser, mich möglichst schnell zu verabschieden, allein um den Hausfrieden nicht zu gefährden. Die Gattin schmuste in der Zwischenzeit mit Dany, der vor Wonne japste, und als ich, von einem Anflug von Eifersucht heimgesucht, ihn an mich nehmen wollte, zappelte diese treulose Tomate wie wild herum.

Auf der Heimfahrt redete ich kein einziges Wort mit ihm.

Zu Hause überprüfte Dany als Erstes, ob alle seine Spielsachen noch dort waren, wo er sie zuvor deponiert hatte, und wirkte, als wäre er höchst zufrieden mit seinem abenteuerlichen Abste-

cher. Kein eingeklemmter Schwanz, keine hängenden Ohren, kein gesenkter Blick. Schlechtes Gewissen? Kein bisschen. Er schubste sogar seinen leeren Napf herum, um mich an meine Pflichten zu erinnern.

Nun brach es aus mir heraus: »Lass mich ja in Ruhe!«

Dany schnappte nach Luft, wirkte erschrocken, aber keineswegs zerknirscht. Und dann robbte mein Hund auf dem Bauch, den Schwanz wie eine Friedensfahne schwenkend, zu mir hin und schielte zu mir hoch. Da sage einer, Hunde hätten kein Schauspieltalent!

Ich verließ die Küche. »Nur damit du es weißt: Heute gibt's zwar Abendessen, aber kein Fernsehen! Ein bisschen Strafe muss sein.«

Ich rief einen Freund an, einen Informatiker, der seinen Dobermann namens Nero über alles liebt und daher ganz bestimmt Verständnis für meinen Kummer aufbringen würde.

»So, so. Dein Hund ist abgehauen«, hieß es, nachdem ich zu Ende erzählt hatte. »Und du wunderst dich? Das war doch zu erwarten. Du hast deinen Hund versaut. Jetzt hast du einen Streuner. Das war's, den kannst du verkaufen ...«

Ich unterbrach ihn: »Hör mal, ich will Trost, keine Vorwürfe!«

»Dann trink einen Wodka. Ich habe es dir unzählige Male erklärt, aber ich komm nicht zu dir durch.« Seine Stimme brodelte vor kaum unterdrücktem Triumph. »Dein Hund will aufs Sofa? Wham, fliegt die Rasselkette! Es scheppert ... und gelöst ist das Problem.«

»Und wenn er weint?«

»Da muss er durch. Du hast sicherlich immer noch die Ausziehleine?!?«

Ich nickte stumm, um nicht ja sagen zu müssen, er setzte fort: »Ich hab dir vor Wochen gesagt: Du musst die Flexileine in den Müll schmeißen. Ich wette, du hast es nicht befolgt.«

Befolgt? »Ich bitte dich, ich bin kein Hund!«

»Also hast du sie immer noch. Das ist eine Katastrophe. Wo bleibt dein Verstand? Der Hund geht dann vor dir her, hat DICH an der Leine! Ist dein Chef, und das kann man ihm nicht mal übel nehmen. Denn der Hund ist schlau, die Dumme bist du. Ein Tier, das optimal konditioniert ist, muss wie eine Maschine reagieren. Muss dir unter-

worfen sein, und zwar völlig. Nur dann geht es ihm wirklich gut. So will es seine hündische Natur.«

Mein Freund redete sich in Hochform, ich bedauerte es mittlerweile, ihn angerufen zu haben, also unterbrach ich ihn entschlossen: »Und was ist mit Pinkeln? Pinkelt denn dein Hund auch auf Befehl?«

»Selbstverständlich! Mein Hund ...«

»Hat er denn keinen Namen?«

Doch Neros Halter ließ keine Zwischenrufe zu: »... versucht zwar immer wieder mal, sein Bein zu heben, wo es ihm passt. Denkste! Wenn ich merke, was er vorhat, folgt ein scharfer, kurzer Befehl meinerseits und sofort ist der Versuch beendet. Ich unterbinde diese Bein-Heberei. Bis wir an einem Baum angekommen sind, wo ich es gnädig erlaube. Ich sehe dann an der Urinmenge, ob er tatsächlich Druck hatte oder das nur wieder eines seiner Machtspielchen war ...«

Er hörte sich an, als würde er nur auf einen Anlass warten, um seinen Nero ordentlich verdreschen zu können.

Ich lachte verlegen, mein Freund wurde böse: »Aber du bist wie alle alleinstehenden Frauen ein lächerliches, hinterhergeschlepptes Anhängsel. Dein kleiner Macho ist offenbar mental stärker als du. Peinlich!«

Mittlerweile begann ich, seine Predigt zu genießen: dieser männliche Eifer! Also lieferte ich ihm eine Steilvorlage, um ihn anzuspornen: »Aber ich will keine Witzfigur im Rückspiegel sein!«

»Dann hör mir doch endlich gefälligst zu! Der Hund muss machen, was ich will. So einfach ist das. Fürs kleine, grenzdebile Hundehirn gilt: Schnüffeln darf er, wenn ich stehen bleibe. Sonst wird nicht geschnüffelt. Diese blöde Schnüffelei nervt sowieso. Wer bin ich denn, dass ich stehen bleibe, weil er schnüffelt? Bin ich sein Diener?«

Sicher nicht, aber wohl kaum sein bester Freund. Nun reichte es mir: »Einspruch!«, startete ich meine Gegenoffensive, »ist Schnupern für Hunde nicht genauso wichtig, wie es gute Gespräche für unser Seelenheil sind? Ist Geruch nicht ihre wichtigste Informationsquelle?«

Mein Freund: »Ein Hund ist nicht da, um frei zu sein. Er darf nie das Haus vor dir verlassen. Wo ich bin, ist vorne. Verweigert er Gehorsam, sofort strafen, binnen fünf Sekunden«, und dann, Übergangslos: »fangen wir mit der Flexileine an. Steh auf und schmeiß sie in die Mülltonne. Ich warte so lange.«

»Und was kriege ich?«

»Was meinst du?«

»Ich meine, wenn ich gehorche. Wo ist mein Leckerli?«

Er stockte.

War ich zu weit gegangen? Schnell einen Gang zurück: »Aber das bisschen Bewegungsfreiheit, das ihm die Leine lässt ...«

Er sprang wieder an: »Bullshit! Dein Hund verarscht dich. Warum lässt du es zu? Tja, Frauen lassen es eben mit sich machen. Ihr spielt das Frauchen-Verarsche-Spiel. Du lässt es doch auch zu, dass ihn fremde Menschen streicheln, oder? Und warum? Weil du soziale Ächtung fürchtest, wenn du den Leuten zurufst, sie sollen deinen Hund in Ruhe lassen. Was für ein Imageverlust im Walde!«

Deinen Hund würde nicht einmal auf einer leeren Insel jemand streicheln wollen, dachte ich, und hörte: »Kapiert du denn nicht, dass du ihn missbrauchst, um zu einem gesteigerten Selbstwertgefühl zu kommen? Du bist die beneidete Besitzerin, dem das Objekt der Begierde gehört, die geradezu süchtig danach ist, bewundert zu werden, und darum den Hund nur halbherzig von Situationen fernhält, in denen der Neid so richtig aufblüht. Nämlich in Streichelsituationen. Verdammt noch mal! Halt dir diese Zärtlichkeitschmarotzer vom Hals.«

Es stimmte, die meisten Menschen, die uns beim Spaziergehen begegnen, strahlen, schmunzeln, kraulen Dany, und ich bin froh, dass er sie für einen kleinen Augenblick fröhlich macht. Um ganz ehrlich zu sein, ich fürchte, ich habe bis heute nicht einmal annähernd so vielen Menschen so viel Freude geschenkt wie Dany in wenigen Monaten.

Es war an der Zeit, Flagge zu zeigen: »Vergiss es. Dany wird gestreichelt, von wem er es für richtig hält.«

»Ich gebe es auf. Du willst es nicht kapieren. Ein Hund muss

unterworfen sein. Unterwerfung bietet Geborgenheit. Das ist der Deal. Wenn der Hund nicht unterworfen wird, dann hängt er psychisch in der Luft, er fühlt sich für zu vieles zuständig, verantwortlich. Wird neurotisch. Und du auch. Was hast du neulich gesagt: Nachdem ich sechzig Jahre lang die Starke und die letzten zehn davon der Boss war, tut es gut, sich hier und da eine kleine Schwäche zu gönnen? Jetzt bist du schwach und der Hund ist der Boss!«

»Aber wir sind doch alle zivilisierte Menschen«, erwiderte ich, »kostet es dich keine Überwindung, ein Lebewesen zur Unterwerfung zu zwingen?«

»Genug. Keine Hundegespräche mehr mit dir ...«

»Worüber sollten wir dann reden?«

»Zum letzten Mal: Du gehst in die Falle. Wenn das für dich okay ist, dann meinetwegen. Aber da du eine kluge Frau bist, solltest du zumindest eines einsehen: Du darfst deinen Hund nicht vermenschlichen.«

»Und du darfst dir nicht einreden, du wärest der Herr deines Hundes, nur um es dir bequemer zu machen. Deine Argumentation erinnert mich an die der Sklavenhalter.«

»Unsinn! Du bist doch diejenige, die behauptet, dass die anti-autoritäre Erziehung Kinder desorientiert und gar zu Kriminellen machen kann?«

»Mach mal 'ne Pause!«, sagte ich grob, um dann jedoch selbstironisch hinzuzufügen: »Sonst gibt's 'nen Maulkorb!«

Neros Herrchen schnappte nach Luft, ich nutzte die Atempause: »Ich will keinen dressierten Affen, sondern eine Persönlichkeit auf vier Pfoten.«

Mein Freund lachte hysterisch: »Weißt du, was du für deinen Hund bist? Eine Futtermaschine, die zusätzlich für eine trockene, warme Schlafstelle sorgt. Sonst gar nichts.«

Dany fing an, wütend zu bellen. Na super, tolles Timing! Musste er mich denn ausgerechnet jetzt blamieren?

Mein Freund triumphierte: »Dein Hund tut mir leid. Wenn du ihn magst, gib ihn weg.«

Dany versuchte, mir den Hörer aus der Hand zu reißen: »Du hast

ja recht«, sagte ich leise, als wäre ich zerknirscht, »er muss besser gehorchen.«

Ich griff nach einer Milchdose, die auf dem Küchentisch stand. »Hör zu!«, sagte ich und warf sie in den Abfalleimer. Dany hörte auf zu bellen, schaute mich neugierig an und – der Schlingel kapiert schnell! – schien zu kichern. »Weg ist sie, die Flexileine!«, log ich.

»War doch gar nicht so schwer, oder?«, lobte Neros Herrchen. Männer sind so leicht zu beglücken!

»Mich macht der Drill auch nicht glücklich, aber Hunde wollen nun mal einen Chef. Das ist ihre Natur.«

»Woher weißt du das? Hast du mit ihr geredet?«

»Mit wem?«

»Mit der Natur.«

Beleidigte Stille. Also war mal wieder Schadensbegrenzung angesagt: »Dieses Rudeldogma erinnert mich an die Behauptung, die Erde sei eine Scheibe ...«

Er unterbrach mich: »Lass uns das Thema wechseln.«

»Nein. Du sagst: Der Hund muss sich unterwerfen, weil er sich nur so wohl fühlt. Aber gesagt hat er es dir nicht, oder? Also glaubst du lediglich, dass er so empfindet. Du vergewaltigst ihn, indem du deine Sichtweise seines Wesens auf ihn überträgst, weil es dir schmeichelt zu glauben, dass er einen Gebieter wie dich braucht. Okay, Dany ist heute abgehauen. Aber es waren nicht seine Regeln, die er gebrochen hat, lediglich die antrainierten Menschen-Regeln. Er ist ein paar Rehen gefolgt, er hat gejagt. Erstmals in seinem Leben, denn in meinem Arbeitszimmer gibt es nichts zu jagen. Aber damit hat er doch kein Verbrechen begangen.«

»Doch«, knurrte mein Freund.

Ich legte nach: »Was weißt du schon von den sozialen, geschweige denn emotionalen Strukturen eines Rudels? Alles nur angelesen, nie gelebt. Du glaubst doch nur, dass Hunde sozial und gesellig in der gleichen Weise sind wie wir. Aber was, wenn wir uns irren?«

»Wie viele Wodkas hast du schon getrunken?«

Falsche Frage. Jedenfalls keine, die mich jetzt noch aufhalten konnte. »Haben wir die Hunde in den Jahrtausenden der Domesti-

zierung nicht unseren Wünschen und Vorstellungen gemäß zurechtgezüchtet?«

Ich machte eine Pause, um ihm die Chance zum Widerspruch zu geben, doch es kam nichts. Ich merkte, dass Dany mein Plädoyer für die Hundewürde aufmerksam verfolgte, und fuhr fort: »WIR sind doch diejenigen, die ein Alpha-Tier brauchen, um zu funktionieren. Demokratie ist ein hehres Ideal, Gleichheit ein tolles Prinzip. Aber im wirklichen Leben gibt es immer einen Boss und Unterdrückung. In unserer verweichlichten Kultur scheint Gehorsam nur für Hunde gut zu sein. Menschen gehört die Freiheit, Hunden Drill und Dressur.« Es war herrlich, mal wieder eine flammende Rede zu halten!

»Die Wahrheit jedoch ist: Ein Hund ist nicht zum Sklaven geboren. Was wir als Unterwerfung betrachten, könnte doch für ihn ein Spiel sein. Kann es nicht sein, dass er den Menschen lediglich glauben lässt, dass er sich unterworfen hat? Weil sich sein Mensch so besser fühlt? An der Eigenwahrnehmung des Hundes ändert das vielleicht gar nichts! Die neuesten Forschungsergebnisse beweisen doch, dass ein Alpha-Wolf, der mit seinem Rudel in Freiheit lebt, gar nicht daran denkt, ein Rudelmitglied zu unterjochen oder ihm Zucht und Ordnung beizubringen, sondern nur eines im Sinn hat: dass es allen gut geht. Hunde wollen nicht um jeden Preis führen, sie sind harmoniesüchtig. Sind Demokraten!«

»Meine Liebe. Das war ein langer, schwerer Tag für dich ...«

Dieser läppische Versuch, mich zu bemitleiden – deswegen hatte ich ihn doch überhaupt erst angerufen! –, kam zu spät. Couragiert setzte ich noch einen drauf: »Kennst du überhaupt die neuesten Forschungsergebnisse über das Leben wilder Wölfe? Es gibt bei ihnen keine Hierarchien, keine Konkurrenz, keine Machtkämpfe innerhalb der Rudel, geschweige denn Alphatiere, die ehrgeizige Konkurrenten erledigen. Die Welpen dürfen immer zuerst fressen, damit sie wachsen. Weggejagt wird keiner. Denn Wölfe sind auf Gleichheit bedacht, aber – und das ist der entscheidende Punkt – lediglich frei lebende Wölfe. Erst wenn man sie einsperrt, entwickeln sie jene Eigenschaften, die wir wölfisch nennen. Wer auch immer sagte, der Mensch ist dem Menschen ein Wolf, kannte nur gefangene Wölfe.

Erst Unfreiheit schafft Ungleichheit. In der Natur gibt es keine Unfreiheit. Wir sind es, die versklaven, weil wir Gleichheit nicht ertragen. Punkt.«

»Das Problem ist«, hörte ich meinen Freund sagen, »dass dein Hund dein Kind ist.«

Das ging unter die Gürtellinie, er wußte sehr wohl, dass ich keine Kinder haben konnte und darunter wie ein (Pardon!) Hund gelitten habe ... Ich musste plötzlich an meine vogtländische Oma denken, die uns in den Fünfzigern in Prag besucht hatte und von meiner böhmischen Oma gefragt wurde, was sie sich für die Zukunft wünschen würde. »Einen Kindersegen für die Familie«, lautete die Antwort. Alle nickten andächtig, ich aber hakte nach, weil ich das Wort nicht kannte. »Das ist, wenn es Babys vom Himmel regnet«, erklärte Vater. Daraufhin sammelte ich meine kleinen Gummipüppchen ein und ließ sie von einem Dachfenster »regnen«, in der Hoffnung, dass sie sich vermehren würden.

Nun, bei mir blieb der Regen aus.

Mein Freund redete immer noch: »Obwohl du genau weißt, dass das Unsinn ist, fühlst du dich als Mama. Du redest mit ihm. Und darum wirst du den Hund immer wieder schlecht, das heißt, nicht artgerecht behandeln. Gib den Hund weg.«

Ich hatte genug von diesem Gespräch, obwohl es mich den Schock vom Nachmittag vergessen ließ. Es war an der Zeit, eine männliche Autorität zur Hilfe zu rufen: »Mein Lieber, wie es scheint, hat Kurt Tucholsky recht, wenn er sagt, dass die mannhaft deutsche Seele einen Sklaven benötigt, um die Superiorität ihrer Herrenrasse darzutun.«

Das war dann doch zu hart für Neros Herrchen: »Ich komme nicht durch zu dir, du bist wie zugenagelt!« Mein Freund legte auf.

Dany führte einen ekstatischen Freudentanz auf.

»Hör sofort auf damit!«, herrschte ich ihn an. Schließlich hatte ich mich seinetwegen mit einem Freund angelegt.

Dany stellte sich auf seine Hinterpfoten, legte seinen Kopf auf mein Knie – diese Beschwichtigungsmasche hatte er schon damals super drauf! –, worauf ich automatisch begann, ihn zu streicheln.

Noch einmal rief ich meinen Freund an: »Könnten wir uns nicht darauf einigen, dass Frauen ihre Hunde anders erziehen als Männer?«, schlug ich vor. »Warum gehen wir nicht mal wieder mit unseren Hunden spazieren, dann wird sich zeigen, welcher besser erzogen ist.«

Lange Pause. Doch dann meinte er: »Da müsste ich erst Nero fragen, ob er Lust hat!«

»Und ich meinen Boss auf vier Pfoten!«

Endlich lachten wir beide und Dany stimmte mit seiner höchsten Stimme bellend ein. Die Freundschaft war gerettet. Für dieses Mal.

Ich kippte literweise Duftöle in mein Bad, zündete ein paar Kerzen an. Die Badewanne war schon immer mein bevorzugter Ort für Tagträume. Die Erdschwere löst sich auf, die Gedanken fliegen durch Raum und Zeit, man plätschert nah dem Urzustand ...

Dany vergewisserte sich, am Wannenrand stehend, dass mir das Wasser nur bis zum Hals stand, also keinerlei Gefahr des Ertrinkens bestand, und verschwand in seinem Korb. Unterwerfung, Dominanz, Hierarchie, Überlegenheit ... klingt nach Kampf. Nach Geschlechterkampf, Wahlkampf, Krieg. Militär. Klingt nach Mann, klingt nach Peitsche. Und ich wollte mein Häuschen nicht in eine Kaserne verwandeln.

Ob es nur ein Zufall ist, dass Frauen für eine »humanere« Hundezucht plädieren? Barbara Woodhouse, Englands große alte Dame der Hundezucht – sie erzog über 20.000 Hunde und ihre Besitzer gleich mit – schreibt in ihrem Bestseller »Ich spreche mit Tieren«: »Man muss Tiere so behandeln, wie man selbst behandelt werden möchte. Ich befehle meinem Hund nie, etwas zu tun, ich bitte ihn nur, ob er so freundlich sein will, die Tür für seine Herrin zu schließen oder sonst etwas zu tun, was ich wünsche, und er erfüllt meine Bitte sofort mit sichtlichem Vergnügen.« Und: »Ich sage den Leuten immer wieder, dass ihr Hund brav ist, wenn sie fest daran glauben. Wenn sie glauben, dass er eine Beißerei anfangen wird, wird er es wahrscheinlich auch tun. Der Glaube an das Wohlverhalten des Hundes überträgt sich auf den Hund, und er reagiert entsprechend.«

Dabei ist ihr nichts so fremd wie sentimentale Gefühlsduselei: Ist ein Hund trotz vernünftiger Erziehung bissig, muss er eingeschläfert werden.

Oder die US-amerikanische Biologin und Tiertrainerin Karin Pryor, die Erfinderin des Klickertrainings auf Grundlage der »positiven Verstärkung«. Sie plädiert für eine sanfte Erziehung, die nicht auf dem Strafe/Belohnungs-System basiert, sondern vielmehr durch das Prinzip »Lernen macht Spaß« konditioniert, das sogar eine Belohnung außerhalb der Reihe, einen »Jackpot«, erlaubt!

Ja, doch, ich denke, Frauen erziehen ihre Hunde anders als Männer. Neros Herrchen will das Alpha-Tier sein, ich ein Kumpel bleiben. Wie könnte ich auch den Leithund-Status anstreben? Dany ist doch kein Depp, er weiß, dass ich kein Hund bin, behandelt mich nicht wie jemanden seiner Spezies. Er schnuppert nicht an meinem Po und erwartet nicht, dass ich seine Duftzonen erkunde.

Und ich glaube: Wo Verstand ist, ist Würde. Die zu brechen heißt, Sklaven heranzuziehen. Die Ägypter der Pharaonenzeit behandelten ihre Gefangenen wie Sklaven, weil sie allen Ernstes überzeugt waren, dass diese kein Herz hätten und keinen Verstand. Sollte ich versuchen, meinen Hund in eine dressierte Maschine zu verwandeln, würde das auch meine Würde verletzen. Warum soll ich im Drillton »Sitz« brüllen, wenn ich »Sitz, bitte« sagen kann – und Dany tut es?

Dany starrte mich an, als wollte er mich wieder hypnotisieren ... und ich sah mich plötzlich in meinem Prager Kindergarten mit dem Gesicht zur Wand in einer Ecke stehen, weil ich mich weigerte, das schreckliche Fischöl von dem gleichen Löffel wie die vielen Kinder vor mir zu schlucken. »Daran ist ihre Mutter schuld, diese Deutsche mit ihrem Sauberkeitsfimmel«, schimpfte die Kita-Leiterin. Ich bin wohl schon als Trotzkopf auf die Welt gekommen. Rausprügeln konnte man aus mir noch nie etwas, herausstreicheln schon eher. Warum sollte mein Hund anders sein?

Das Badewasser war lauwarm, die Kerzen fast abgebrannt, ich huschte in mein Bett, machte das Licht aus und hörte: »Es war ganz furchtbar zu sehen, wie du Angst hast um mich. Als du mich abgeholt hast. Ich konnte dich nicht ansehen, mit dieser Angst in dir ...«

Ich rieb mir die Augen. Was war das? Hatte ich vergessen, den Fernseher auszumachen, hatte ich mich verhört? Weder noch.

Und dann hörte ich: »Ich mach's nie wieder. Großes Ehrenwort.«

Erst einmal tief durchatmen. Hatte ich nicht schon die ganze Zeit darauf gewartet? Damit gerechnet? Darauf gehofft? Es gewusst, spätestens seit seinem seltsamen Blick vor einer Woche? Jetzt war es endlich passiert. Dany redete. Und es war so unglaublich selbstverständlich, so natürlich wie sprechende Holzkisten, Vinylscheiben und Kunststoffkästchen, wie Radios, Plattenspieler und Handys. Mir war schon klar, dass niemand außer mir ihn je hören würde. Warum auch? Es geht doch eh keinen an, was mein Hund und ich uns zu sagen haben!

Ich streckte mich, schloss die Augen, kuschelte mich ein und murmelte: »Glaube ich dir nicht. Jetzt schlaf endlich.«

Ich wartete. Nach einer Weile spürte ich, wie er meine Füße leckte. Dany gebührte das letzte Küsschen, mir, allerdings zum ersten und letzten Mal, das letzte Wort.

ÜBRIGENS.

Wie es scheint, behandeln Männer ihren Hund doch brutaler als Frauen. Thomas Mann (1875–1955) schildert in seiner Novelle »Tobias Mindernickel« die Art und Weise, wie der perverse Single Tobias seine Hunde foltert, so überzeugend, dass es einem graust. Aber sogar in seiner berühmten, autobiographischen Novelle »Herr und Hund« berichtet der Nobelpreisträger, wie er seinen Hühnerhund Bauschan mit einer Lederpeitsche gnadenlos malträtiiert.

Auch der schottische Historiker Thomas Carlyle (1795–1881) gehört zu den Brutalo-Herrchen: Er warf seinen Hund einfach aus dem Fenster, weil er nicht gehorchte. Der Kölner Hundeforscher Günther Bloch (geb. 1953) behauptet in seinem Buch »Hundeeziehung aus einer anderen Perspektive«: »Antiautoritäre Hundeeziehung ist keinesfalls durchführbar und bleibt eine blödsinnige Vision. Ohne Starkzwangsmittel auszukommen, stellt eine Illusion da.«

Ob er zu diesen »Mitteln« auch den Umgang von Lyndon B. Johnson (1908–1973) mit seiner Bea zählen würde? Der US-Präsident hielt

bei einem Pressetermin die Hündin an beiden Ohren in der Luft und beteuerte, dies wäre eine pädagogisch wertvolle Maßnahme und er würde sie »so lange an den Ohren hochhalten, bis der Hund gelernt habe, nicht mehr zu winseln.«

Aber es geht noch grausamer. Der ungarische Schriftsteller Sándor Márai (1900–1989) beschreibt in seinem Roman »Ein Hund mit Charakter« detailliert, wie der Herr »dem Tier mit aller Kraft die Faust in die Zähne schlägt. So, ohne Stock, mit bloßen Händen, empfindet er den Kampf als irgendwie ebenbürtig«. Er schlägt ihn so lange, bis das geschundene Tier »weint. Lautlos, ohne Klagen«.

Und doch war es eine Frau, die den männlichen Trieb zum Unterjochen der Unterlegenen aufs Eindringlichste beschrieb: Marie von Ebner-Eschenbach (1830–1916) in ihrer Novelle »Krambambuli«: »Zwei volle Monate brauchte es, bevor der halb totgeprügelte, nach jedem Fluchtversuch mit dem Stacheldraht an die Kette gelegte Hund endlich begriff, wohin er jetzt gehörte. Dann aber, als seine Unterwerfung vollständig geworden war, was für ein Hund wurde er da!« Kaum auf diese unmenschliche Weise »konditioniert«, haut der Hund ab, zu seinem früheren Herrchen, doch kehrt er nach dessen Tod demütigst zu seinem Züchtiger zurück. Legt sich vor seiner Haustür nieder, hofft auf etwas Futter und ein gutes Wort. Vergeblich. Der Mann lässt ihn gnadenlos verrecken.